g"
mes)
Uhr
rt
Bräu
rnes-
ater
nd von
rgen
der Tertia
Steel
n beſt. Film
reken
Prärie
will unter
Soldaten
igel
nd gebraucht
Monatsraten
o-Hoevel
Köln.
aufenring 16
rbaroſſaplatz.
öbel
NSELER
n uns gekauften
ſſe-Muſter
zen wir im
be-Verkauf
billig ab.
em den Möbel
n ermöglichen
Küchen
0 M. 270 M.
lafzimmer
9 M. 674 M.
len Holzarten
Birke poliert
iſezimmer
450 M.
egenheitskauf
richränke 45 M.
tten 19 M.
Sofas
Chaiſelongues
45 M. 65 M.
n ſchöne Muſter.
inlagen 4 Teile 24 M.
natratzen in allen Größen.
teppdecken
n ſchöne Muſter.
rung miteigenem
kostenlos nach
jedem Ort.
ahlung geſtattet
zu 2 Jahren
hne Wechſel.
el Henseler
Zülpicher Str. 40
Auguſta-Hoſpital
mmer 40 achten.

„Rechtsanwalt Dr. Huſon, Kollege, Freund und Aſſiſtent in Liebesſachen eines gewiſſen ... Dr. Farm," ergänzte der junge Mann beſcheiden.

Eine Sekunde war Mary faſſungslos. Dann huſchte ein ſchelmiſches Lächeln um ihre Lippen, während ſie ihrerſeits vorſtellte: „Geſtatten Sie, Dr. Farm ... mein verſtorbener Mann!"

Der Becher der Borgia

Von Albin Picha.

Hochzeitsreiſende in Italien! Die hilfloſeſten Geſchöpfe, Beute aller Zufälle, aber mit dem Programm: Glücklich ſein zu Zwei'n!

Heinz und Henna hießen ſie diesmal, und in Venedig beſannen ſie ſich noch zu guter Letzt: Man muß ja den Eltern etwas mitbringen. Bald war Paſſendes gefunden, nur für Hennas Vater wurde noch geſucht.

Da ſah Heinz in einem Antiquitätenladen in der Auslage einen Altſilber-Becher.

Der Händler gab ihn gern, vergaß nicht, in aller Eile zum Preis noch die Hälfte dazuzuſchlagen, und hatte das Gefühl, an dieſem Tag ein gutes Geſchäft gemacht zu haben.

Henna war nicht gerade entzückt, meinte aber, Papa werde ſchon damit was anzufangen wiſſen. Sie gondelten noch einmal durch die Märchenſtadt, erſchauerten bei dem Gedanken, daß auch dieſes „Vineta" einmal verſinken könne, und bald darauf rollten ſie der Heimat zu.

Auf der Fahrt, als ſie „Durſt verſpürten, fiel ihr ein, daß ſie den Trinkbecher im Koffer hatten, ein Wort, und gehorſam holte Heinz den Becher heraus, bereit, den letzten Ruffino, der ihnen verblieben war, einzuſchenken.

Da endeckte Henna eine Beſonderheit an dem Becher: Wenn man den blauen Edelſtein, oder war es Email? am Knauf des Bechers feſt drückte, ging innen im Becher der Boden auseinander, und ein kleiner Hohlraum wurde ſichtbar. Beide wunderten ſich darüber, konnten ſich aber Sinn und Zweck des Geheimniſſes nicht erklären.

Heinz bemerkte an dem Rand des Bechers eingeritzte Buchſtaben, es ſchienen griechiſche zu ſein. Er als Techniker und Realiſt hatte Griechiſch nicht gelernt, ſie aber buchſtabierte an den Lettern verſuchsweiſe herum.

Ein alter Herr ihnen gegenüber hatte aufmerkſam zugeſehen und hingehorcht, nun bat er höflich, den Becher anſehen zu dürfen, vielleicht könne er die Umſchrift entziffern, er habe ja — lang ſei es allerdings her — Griechiſch gelernt.

„Ja, meine Herrſchaften", ſagte er endlich, „das iſt ein griechiſches Wortſpiel: Doxon-Toxon. Wir im Deutſchen haben nur einen entfernten Anklang, etwa: Gabe und Gift!"

„Aber hat das einen Sinn?" warf Henna ein.

„Freilich, freilich! Hören Sie nur weiter: Zwiſchen beiden Wörtern ſind Kugeln, die Wappenkugeln der Mediceer, die zugleich Medici, Mediziner und Apotheker waren; da iſt es begreiflich, daß ſie das Wortſpiel prägten ..."

Henna wurde auf einmal mißtrauiſch: „Ja, kann es aber nicht wirklich Gift und Giftbecher bedeuten?"

„Gnädige" — fuhr der Alte verblüfft auf, fiel aber wieder auf ſeinen Sitz zurück: „Da, ein A und ein B, von einer Schlange umſchloſſen: Alexander Borgia! So iſt der Becher von den Medici zu den Borgia gewandert! Nun iſt mir's klar: In dieſen Mechanismus konnte man Gift hineinlegen, die Höhle ſchloß ſich, harmloſer Wein wurde oben drüber gegoſſen, man trank dem Gaſtfreund vertrauenerweckend zu, beim Trinkſpruch für ihn drückte man am Knopf, Gift und Wein vermählten ſich zu tödlicher Wirkung."

Der Alte reichte den Becher zurück. Eine ganze Weile hielt er ihn in der Hand. Denn keiner der Gatten hatte Luſt, ihn zu nehmen.

Da ermannte ſich Henna. Wieder fröhlich wie das Leben ſelbſt, ſchenkte ſie Rotwein, den letzten Ruffino, in den Becher: „Herr Profeſſor! Gelehrſamkeit ſoll leben!"

Schmunzelnd griff der Alte nach dem Becher, ſie aber ſah ihren Gatten an und lachte noch mehr: „Heinz, in Dir wirkt ſchon das Gift, des — Argwohns!" und ſchlug leicht nach ſeinem Arm, da er ihr den Becher abnehmen wollte.

„Gnädige ſind eine tapfere Frau! Proſit!" trank ihr der „Profeſſor" zu: „Ich glaube auch, daß es mit dem hiſtoriſchen Gruſeln nunmehr abgetan iſt!"

Henna ſtieß Heinz mit dem Ellbogen: „Hörſt Du? Und daheim, da ſieden wir das Zeug gründlich aus, dann präſentieren es wir Deinem Papa mit Weißwein, der ſich ſchon nach einer Minute — mit einem Druck auf den Emailknopf — mithilfe unten verborgenen Himbeerſaftes in Rotwein wandeln wird! Fein!"

Heinz knurrte etwas verſtimmt: „Alſo ein Spielzeug für Kinder, das iſt heute der — Becher der Borgia!"

Quo vadis?

Von Wilhelm Auffermann.

... Als Student vor Jahren um die Pfingſtzeit und auf Schuſters Rappen: —

Ein leerer Karren plumperte über die Straße, hinter meinem Rücken, und die baumelnde Laterne riß Löcher ins Dunkel der Nacht.

Ich war müde. Blieb ſtehen.

Als die voreinander geſpannten Maultiere an mir vorbei mußten, gingen ſie langſamer, der Fuhrmann erwachte und gähnte. Er ſah mich und nickte. Da ſtieg ich auf. Auf Stroh in der Ecke ſchlief ausgeſtreckt ein Knabe. Seine Lippen waren geſchloſſen; dann öffneten ſie ſich langſam, und ſeine Bruſt hob und ſenkte ſich.

Wir fuhren die ganze Nacht hindurch, durchs Albanergebirge; auch ich ſchlief in Pauſen. Wenn der Karren holperte, ſah ich hinaus. Verfallene Dörfer, dunkles Vulkangeſtein, Schroffen, zuweilen Ruinen alter, uralter Grabmäler zogen draußen vorüber; eine fremde antike Welt. Dann, gegen Morgen, trat etwas Wunderbares ein. Da gab es eine Minute, die mir unvergeßlich bleibt, ein traumhafter Augenblick, ein tiefes, überirdiſches Empfinden.

Es ging ſtark bergab: in die römiſche Ebene. Müde ſah ich hinaus, ſah ſchwarze Pinien. Nun rollte der Wagen über große Quaderſteine. Der Fuhrmann ſchlief; auch der Knabe auf der Strohſchütte. Da tauchte an der Straße ein kleiner Rundtempel auf, und durch die gemalten Butzenſcheiben flackerte ein rotes Licht. Als wären ſie es ſo gewohnt, gingen die Maultiere langſamer, blieben ſtehen. Der Fuhrmann erwachte; ſtieg ab. Er zog ſeine Mütze vom Kopf. Mit kahlem Schädel, ein paar durch das Alter gebleichte Haarbüſchel an den Schläfen, die Backen unraſiert, ſo ſtand er mit zuſammengekrümmem Körper auf ſeinen geſpreizten Beinen unbeweglich und ſchwieg.

Als er ſah, daß ich wach war, ſagte er leiſe: „Signore!" Auch ich ſprang nun vom Wagen. Ich trat auf die Straße und plötzlich ſah ich, wie am Himmel die Wolken zerriſſen und wie hinter der Kapelle der apfelſinenfarbene Vollmond unterging. Langſam, unheimlich groß, von der märchenhaften Farbe der Orange, ſtieg er hinab. Die Luft war ganz ſtill. Im Hintergrunde der Kapelle erhoben ſich in harmoniſcher Abſtufung ragende Pinien mit düſteren Wipfeln, dann die ſilbernen Oliven und zuletzt die Feigenbäume mit ihrem friſchen Laubwerk und den bläulichen Früchten.

Die Maultiere ſtanden da und dampften; der Knabe ſchlief auf Stroh im Wagen; ich ſah das flackernde Licht im Innern der Kapelle. Da hub auf einmal drinnen eine Stimme an, betend. Es war ein ſchwaches, ununterbrochenes, faſt ſanftes Klagen. Es löſte die Seele los von allen anderen Dingen, es zog ſie an und erfüllte ſie mit ſehnſüchtigem Weh.

„Hörſt du?" fragte der Fuhrmann mit leiſer bewegter Stimme.

„Dort wird gebetet Tag und Nacht. An dieſer Stelle erſchien Er dem fliehenden Petrus. Vor zweitauſend Jahren. Und Er fragte: „Quo vadis?" — Wir haben Ihn ebenſo nötig wie einſt Petrus. Deshalb die Stimme. Deshalb das Licht. Und drinnen in den Quadern ſeine Fußſtapfen."

Was in mir aufſtieg in dieſer ſüdlichen Einſamkeit? Die geheimnisvolle Stimme, der phantaſtiſche Mond, das Licht im Innern der Kirche, die dampfenden Maultiere, der ſchlafende Knabe im Wagen und die wunderbare laue Dämmerung — das gab einen Augenblick, der weit hinaus führte über das irdiſche Daſein. Ich empfand etwas, wie wenn die Hülle, die mich bedeckte, zerbreche und ich ihr entſtiege, frei von allen Gebrechen. Ich fühlte das Göttliche im Kosmos, es klang in mir wie das Saitenſpiel einer Harfe.

Nur ein paar Minuten währte es. Ein plötzlicher Windhauch bewegte die Kronen der Pinien, und aus den naheſtehenden Olivenhainen fielen einige Blätter zur Erde. Alles war vorüber, der Duft vergangen, plötzlich alles wieder real und ohne Geheimnis. Der Fuhrmann ſprach wieder; ſetzte ſeine Mütze auf. Wir fuhren weiter zutal. Ueber die tiefliegenden Katakomben des heiligen Callistus und der heiligen Domitilla, und ich mußte nur denken: „Ach, daß er noch einmal käme und der Menſchheit zuriefe: „Quo vadis! — Wo gehſt du hin?!" —

Und als die Sonne am Himmel aufſtieg, eine Lichtwelle vor ſich herſendend, die den ganzen Aether badete, vereinigte ſie ihre Strahlen mit dem märchenhaften Glanz einer goldenen Kuppel, und unſer Wagen plumperte durch die Porta der Stadtmauer — in die ewige Stadt.

Aphorismen

Von Felix Joſeph Klein (Bonn).

Viele ſehen die Engel lieber ſchweben, als daß ſie ſie zum Verweilen einladen.

„Geiſtesgegenwart" — ein böſes Wort für den durchſchnittlichen Zuſtand von Menſchen.

Auf das Schweigen der Heiſerkeit darf man nicht vertrauen.

Philoſophie muß die Welt regieren, aber Philoſophen wären nicht immer die beſten Regenten.

Auch dem Kirchturm am nächſten ſind oft die Schmarotzerpflanzen.

Das Titelblatt eines Buches iſt nicht ſelten wie ein Monokel in ſeinem Auge.

„Bücher für Alle" laufen Gefahr, für niemanden geeignet zu ſein.

Der Knoten im Taſchentuch verſucht Ordnung durch Unordnung.

Man muß ſchon tief ſinken, um ans Schlüſſelloch zu kommen.

Religionsunterricht iſt Heimatkunde der Seele.

Zu plötzliche Annäherung führt leicht zum Abprallen.

Eitelkeit kennt keinen Achtſtundentag.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 20 Sonntag, den 12. Mai Jahrgang 1929

Zum Ehrentag der Mutter

Muttertag iſt heute!

Kein lautes Feſt in der Oeffentlichkeit. Ein Familienfeſt, für das jede Familie die rechte Form finden muß, ſoll der Tag ſein. Der Mutter, die unter der Not des Tages am ſchwerſten leidet, ſoll dieſer Tag zu einem Freudentage werden, geſtaltet von den Kindern in erſter Linie und von dem Vater ihrer Kinder. Freude bereiten iſt die Loſung! Kinder ſingen am Morgen, Kinder ſchmücken der Mutter Platz, Kinder nehmen ihr an dieſem Tage die Arbeit ab und bemühen ſich, alles zu vermeiden, was der Mutter Stimmung trüben könnte. Und wo kein Mutterauge mehr wacht, mögen ſie mit Blumen den Weg zu ihrem Grabe finden.

Deutſche Dichter und Denker haben in Lied und Wort die Mutterliebe geprieſen. „Wenn du noch eine Mutter haſt, ſo danke Gott und ſei zufrieden ..." Ein ſinniges Wort iſt geprägt:

„Es iſt etwas Wunderbares um eine Mutter!
Andere mögen dir gut ſein,
Aber nur deine Mutter kennt dich!
Sie führt dich ins Leben,
Sie ſorgt ſich um dich,
Behütet dich,
Geht auf für dich in Liebe
Und hat für alles ein Verzeihen!
Sie entſchuldigt noch, wo das Verſtehen aufhört!
Ein einzig Unrecht nur — ein einziges begeht ſie,
Wenn ſie zum letzten Schlaf die Augen ſchließt,
Um dich in dieſer Welt allein zu laſſen ...

Ja, Mutterherz iſt täglich neu, und alles verzeiht einer Mutter Liebe! Und hat dich das Leben enttäuſcht und betrogen, nahm es dir ſelbſt Hoffnung und Glauben — ein Herz bleibt dir doch in der Welt, zu dem du dich flüchten kannſt in allem Leid, das mit dir fühlt und leidet, das deine tröſtende Genoſſin in dunklen Stunden iſt — das Herz der Mutter. Mit ſeinem letzten Schlag erſt endet ſeine Liebe ... „Und haſt du keine Mutter mehr ..." erſt dann wirſt du empfinden, welch' großes Glück, welch reicher Himmelsſegen mit ihr von hinnen ging. Was du da verloren haſt, gibt keine Welt dir zurück. Darum darf auch deine Dankbarkeit am ſtillen Hügel der Mutter nicht enden, und du mußt und wirſt ſie in Ehren halten, weit über das Grab hinaus, dein Leben lang.

„Mutterſprache, Mutterlaut, wie ſo wonneſam, ſo traut!" iſt unſer unveräußerliches Kulturgut, und

„Das Lied, das meine Mutter ſang" bleibt noch in ſpätem Greiſenalter liebe, wehmutsvolle Erinnerung. — **Dunkle Schatten ſind leider heute über unſer Volksleben ausgebreitet. Und zu den dunkelſten gehört, daß das Familienleben jetzt vielfach ſo ſehr getrübt, ja zerrüttet iſt ...**

Deutſcher Muttertag! Ein Tag ſoll es ſein, an dem die deutſche Frau und Mutter aus ihrem beſcheidenen, aufreibenden, unaufhörlichen Tagewerk herausgeholt und ihr Anerkennung, Dank, Liebe und Ehrfurcht ſichtbar gezollt werden ſoll — ein Tag, der ihr zu Ehren ſo genannt wird.

Eine Mutter tut dir Not

**Von der Wiege bis zum Grabe,
Von der Taufe bis zum Tod
Tut uns ſchwachen Menſchenkindern
Allzeit eine Mutter not.**

**Eine Mutter, die uns leitet,
Eine Mutter, die uns ſtützt,
Eine, die mit ſtarken Armen
Uns im heißen Kampf beſchützt.**

**Denn wir all ſind arm und hilflos,
Und wir alle bleiben blind,
Ob uns auch das Greiſenalter
Silber in die Haare ſpinnt.**

**Aber droben wohnt die eine,
Die hier offnen Auges ging,
Die mit ſündenreinen Händen
Lieb und lind ihr Kind umſing.**

**Nimmſt Maria du zur Mutter,
Wird dein Bruder Jeſus Chriſt,
Und ich weiß, daß du für immer
Hier und dort geborgen biſt.**

Ludwig Nüdling.

Das Geheimnis der Familienmutter

„So geht die Sonne Gottes vom Morgen bis am Abend ihre Bahn. Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte, und dein Ohr höret ihren Lauf nicht; aber bei ihrem Untergange weißt du, daß ſie wieder aufſtehen und fortwirken werde, die Erde zu wärmen, bis ihre Früchte reif ſind. —

„Es iſt viel, was ich ſage," meint Heinrich Peſtalozzi, „aber ich ſcheue mich nicht, es zu ſagen: Dieſes Bild der großen Mutter, die über der Erde wandelt, iſt das Bild eines jeden Weibes, das ſeine Wohnſtube zum Heiligtum Gottes erhebt, und ob Mann und Kindern den Himmel verdient."

Mutter

Sprich einmal recht zart und innig: „Mutter!" Iſt das nicht wie das Klingen von Glocken fernher, wie das Duften eines blütenvollen Gartens? Iſt es nicht, als ob ſich Tore öffneten in eine Welt voll Seligkeit, voll Sonne und Frohſinn?

Mutter! Das iſt das tiefinnerlichſte Wort, das wir kennen, voll ſchenkender Güte und ſegnender Liebe!

Mutter! Das iſt Heimat und Geborgenſein. Das iſt Ruhe und köſtlicher Frieden ...

Fragſt du am Abend ein Kind: „Wo gehſt du hin ...?" dann blickſt du in dankerfüllte, helle Augen. Und mit einer Selbſtverſtändlichkeit, die wir Großen kaum kennen, antwortet es, und dabei liegt in ſeiner Stimme ein Unterton der Freude: „Nach Hauſe ... heim!" Das Kind meint dann aber ganz beſtimmt, daß es heim will zur Mutter; denn Heim und Mutter iſt ihm eins. Mutter iſt dem Kinde Inbegriff des Geborgen- und Geſchütztſeins. Sie allein iſt ſeines jungen Lebens Inhalt und köſtliche Freude.

Und wenn man mich fragen würde: Wo möchteſt du hin? Nur eine Antwort wüßte ich: „Zur Mutter ... heim!"

Dort quält mich nicht die Unruhe der gehetzten Tage, dort brauche ich nicht feindliches Fremde zu fürchten, dort brauſt nicht die kalte, liebloſe Welt, dort ſchweigt alle Sehnſucht, die die Seele in einſamen Stunden quält und ſie ſo oft wund und weh umſchattet. Und wenn oft wie mit Krallen der Schmerz ins Herz ſich bohrt ... dann verlangt mich heim zur Mutter. Das aber ſind Stunden reinſten Glückes, wenn ihre ſchon zitternde Hand die ſchmerzende Stirn ſtreichelt oder ſanft durchs Haar fährt und ihre Stimme wie eine feine Melodie durch die Stille rinnt.

Mutter, welche Kraft iſt doch in deiner Hand lebendig!

Unter ihrem leiſen Streicheln geht aller herbe Schmerz zur Ruh'; die von der Haſt und der Liebloſigkeit des Alltags müde gewordene Seele gewinnt wieder neue Kraft. Und mit blanken Augen, ein frohes Lächeln auf den Lippen, ſchreite ich als ein Siegender zurück in die Unruhe des kampferfüllten Alltages.

Solch tiefes Erleben weiß um die ſchöne Gewißheit: Oh, es iſt etwas Köſtliches um eine Mutter!

Laßt uns fein ſtille und demütig werden vor der Größe einer Mutter, ihrem Daſein, das nur der Liebe lebt und ſelbſt in das Myſterium des Opfers eingehen kann.

Mutterliebe iſt rein und tief und heilig! Ihre Liebe iſt ein einziges Ausſtrömen ſtarker innerer Kräfte, die unſerem Leben Inhalt und Ziel ſind.

— — —

Vom erſten Tage an, da du warſt, umgab dich dieſe Liebe. Sorgend und wachend. Sie

kannte kein Müdewerden, keine Ruhe, keine Laſt. Sie war erfüllt nur von der Sorge um dich …

Dann umfing dich das brauſende Leben. Du gingſt eigene Wege. Nicht immer gute. Das Mutterauge wachte über dich in Liebe. Und ſie begleitete dich, wohin du deine Schritte auch lenken mochteſt. Warſt du auch fern, durch ſie warſt du doch deiner Mutter verbunden.

Und wie oft drang wohl aus ſtillem Kämmerlein ein heißes Flehen für dich empor: „Vater, hilf du meinem Kinde!“

Wie oft auch wohl ſtand bittere Enttäuſchung an dem Tore ihrer Liebe! Doch … immer wieder ſuchte ſie dich, bat und flehte und hoffte..

Warum …?

Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergeſſen, das Leben iſt von ihrem Leben und Seele von ihrer Seele?

Oh, es iſt etwas Wunderbares um eine Mutter!

Die betende Mutter – das betende Kind

Als Frau biſt du Hüterin des heiligen Feuers, als Mutter Prieſterin des Hauſes. Du haſt das Kind ins irdiſche Leben geboren, nun ſollſt du auch ſein göttliches Leben pflegen. Das iſt die allerſchönſte Idylle: die betende Mutter und das betende Kind. Das die mütterliche Pflicht und herzlichſte Tat: die Kinderſeele zu jenem zu führen, von dem ſie gekommen iſt. Keinen natürlich feſteren Glauben kenne ich, als die Glaubenskraft und das Glaubenswerk einer chriſtlichen Mutter. Vieles vermag ſchon das aus der Seele geſprochene Wort — wie kann es zünden und mitreißen — unvergleichlich aber mehr das aus Gott geborene Leben.

Wo kein religiöſes Leben in der Seele der Mutter glüht, wird es einer ganz beſonderen Gnade bedürfen, um für den Glauben zu erwärmen. Wo aber die Mutter chriſtlich glaubt, hofft, liebt, handelt, wo, um ein Wort des Biſchofs Sailer zu gebrauchen, „im Auge der Mutter, in dem ſich die Liebe des Menſchenherzens ſpiegelt, auch die beſte religiöſe Welt ſich konzentriert,“ wird der Funke naturgemäß überſpringen und die kindliche Seele für Gott und das Ewige entfachen. Und mag das Feuer auch ſpäter bei den mannigfachen Störungen des Lebens ſcheinbar erlöſchen, es wird unter der Aſche weiterglimmen und braucht nur eines ganz leichten Windſtoßes, um von neuem aufzuflammen und ſtrahlendſte Leuchte, ſtärkſte Kraft, dauerndes Glück zu ſein.

Und welch mächtige Erziehungskräfte kannſt du für dein Kind aus dieſem Glauben ſchöpfen! Welch hohe Geſichtspunkte gibt er dir und ihm! Damit laſſen ſich alle natürlichen Beweggründe nicht im entfernteſten vergleichen. Wie bald iſt auch die klügſte Mutter mit ihrer Weisheit zu Ende, wenn nicht Gott und ſein Gebot, der Heiland und die Heiligen, die herrlichen und erhebenden, aber auch die erſchütternden Ewigkeitsausſichten vor die empfängliche Seele des Kindes treten, die aufjauchzen und erzittern machen und ihr eine Schwungkraft geben, die ſelbſt vor dem Heldenhaften nicht halt macht.

Wenn du beteſt u. aus der Glaubenskraft handelnd den tiefen Grund legſt, wird es der Kirche leicht werden, am Tempel ihrer Wahrheit erfolgreich weiterzubauen. Du brauchſt dann nur noch mitleben und mitleben zu laſſen, und den Tag mit ſeinen religiöſen Pflichten und das Jahr mit ſeinen lieblichen und ergreifenden Feſten und ſinnigen Gebräuchen und die heiligen Sakramente mit ihrer wunderbaren Kraft werden das Gute und Göttliche in deinem Kinde entfalten und ihm Weiheſtunden bringen, die noch im ſpäten Leben nachklingen.

Und dein Gebet und dein Glaube werden dir Gott zum Gehilfen deines Erziehungswerkes ſchaffen. „Wenn es ein Ding gibt, wobei man den Segen Gottes nicht entbehren kann, dann iſt es die Erziehung des Kindes.“ (Pater Weiß.) Wie jeder Pflanze wird ſeine Vaterhuld auch dem jungen Menſchengewächs Sonne und Regen ſpenden zur rechten Zeit. Darum ſei auch nicht ängſtlich beſorgt. Laß nur dem Allweiſen und Allgütigen und ſeinen Engeln ein Stücklein Sorge und Arbeit …

(Aus dem vortrefflichen Buch von Dr. C. Gröber: „Die Mutter“, Wege, Kraftquellen und Ziele chriſtlicher Mutterſchaft. Oberbadiſche Verlagsanſtalt, Konſtanz.

Maria im Mai

Johannes ſteht am Baume,
Maria wiegt ihr Kind,
Vom fernen Waldesſaume
Kommt ein beglückter Wind.
Der Jungfrau Schleier wehen,
O wunderſamer Mai,
Laß mich hinuntergehen,
Dann bin ich auch dabei!

Ein Häslein ſpringt in Gräſern,
Ein Käfer klimmt am Stein,
Die Blumen ſtehn gleich Gläſern
Gefüllt mit ſüßem Wein.
Ein Vogel ſingt in Zweigen,
Die Bluſt zu Boden zieht.
Ach, laß mich knien und ſchweigen,
Dann bin auch ich ein Lied!

Ohn' Worte, ohne Namen,
Nur Töne zag und ſchwach,
Als wenn aus kleinem Samen
Ein grünes Hälmchen brach
Und zu der Jungfrau Füßen
Sich neigt im Abendwind.
Maria, laß dich grüßen
Mit deinem lieben Kind!

* Aus: Ruth Schaumann, „Die Roſe“. Verlag Joſef Köſel u. Friedrich Puſtet, München.

Zum Muttertage

Mutter! Dein Leben iſt Entſagung und Schmerz und Opfer … und dennoch Liebe … nur Liebe!

Deine Liebe aber iſt die Erfüllung deſſen, davon es heißt: … ſie glaubet alles, ſie hoffet alles, ſie duldet alles“.

In Ehrfurcht beugen wir uns vor dieſer gottnahen Größe! Denn „alles Sprechen von einer Mutter kann nur ein Stammeln ſein.“

Die tiefſte Tiefe eines Mutterdaſeins können wir nur ahnend erfaſſen, nicht begreifen!

—

Mutter! In deinem Herzen iſt ein Strahl göttlicher Liebe lebendig, und alles was du tuſt, iſt ein Ausſtrömen dieſer gottbegnadeten Liebe! Darum geſegnet wir, wenn unſer Leben getragen iſt von ſolcher Liebe. Das iſt Reichtum. Das iſt Begnadetſein und Geſegnetwerden.

Und ſollte uns das alles nicht mit tiefem Dank erfüllen?

=

Mutter! Du biſt geſegnet und gottbegnadet. Du ſollſt immer darum wiſſen, daß Mutterſein-dürfen eine Gnade und wiederum Mutterſein-wollen eine heilige Pflicht iſt!

Gott gab dir Weib eine heilige und große Aufgabe, da er dich dazu berief, Mutter ſein zu dürfen. Er gab dir auch die Kraft dazu, da er dir ſeine Liebe ins Herz ſenkte.

Mutter, du Geſegnete unter allen Frauen!

=

Das Daſein der rechten Mutter iſt ein Daſein aus Liebe. Liebe, die alles kann und alles tut und alles will, weil ſie in Gott geboren iſt.

Laßt uns Ehrfurcht hegen vor ſolcher Liebe!

Nichts können wir gut machen, was Mutterliebe ſchenkte. Solche Kraft iſt nur im Mutterherzen lebendig.

Aber wir wollen uns ſtrebend bemühen, daß unſer Leben ſei ein Dank gegen unſere Mutter! C.H.Sch.

Das Menſchenherz

Von Albert Leitich.

Der alte Lehrer von St. Einöd ſtand im Vorgarten und nahm dem Poſtboten einen Brief ab, den dieſer über den Zaun reichte. Langſam entfaltete er das Schreiben und las aufmerkſam, Wort für Wort. „Lieber Herr Lehrer Sonnenlechner! Ich weiß, Sie werden mir die Bitte nicht abſchlagen, den beiliegenden Brief in die Hände der Veronika Steiner zu legen und ihr zu ſagen, daß meine Bitte, die ich an ſie richte, der letzte Wunſch eines Sterbenden iſt …“

Der Brief kam aus dem Spital der Kreisſtadt, in dem Martin Spöhr und Stefan Korten lagen, nachdem ſie beide bei der großen Feuersbrunſt im Siechenhauſe verunglückt waren.

Der Lehrer griff nach dem zweiten Schreiben: „Liebe Veronika! Mich ſiehſt Du nicht wieder. Ich muß ſterben. Wenn Du mich gern gehabt haſt, dann danke ich Dir! Aber nun wird das nichts. — Da will ich Dir nun ſagen: Nimm Du den Stefan, der hat Dich ebenſo lieb. Wir haben das ausgemacht. Nun tu mir die Bitte. Es küßt Dich in den Tod Martin Spöhr.“

Dem Lehrer ſchwamm es in den Augen. Er wußte, daß Martin und Stefan von klein auf unzertrennliche Freunde waren, nun hatten ſie ihr Heiligſtes und Höchſtes einander anvertraut. —

Ein paar Tage ſpäter, als ſchon der Tod Martin Spöhrs im Orte bekannt geworden war, fand der Lehrer den Weg an dem Steinerhof vorbei. Seine Augen ſuchten die Veronika. Er fand ſie im Garten, wo ſie den Kohl blätterte. Er winkte ſie zu ſich und reichte ihr das Brieflein.

Sie öffnete es und las … Dann fing ſie heftig an zu weinen. Ein Schluchzen durchſchütterte ſie, ſie zitterte an allen Gliedern.

Der Lehrer ließ ſie gewähren. Schmerzen müſſen ſich ausweinen. Erſt nach einer Weile ſagte er, „Veronika, haſt ihn wohl ſehr lieb gehabt, den Martin?“

Sie ſchwieg und ſchluckte die Tränen herunter.

„Ihr wart aber doch noch nicht verſprochen, Du und der Martin. Ich mein', der Korten Stefan wäre Dir auch nachgegangen!“

„Aber der Martin war mir doch der liebſte, jetzt weiß ich's, jetzt, da es nichts mehr nützt!“

„Tröſte Dich, Veronika! Der Schmerz vergeht, laß dem Martin ſeine Ruhe! Denk Du an die Lebenden.“

„Das kann ich nicht, Herr Lehrer!“

„Findet ſich alles, Veronika, findet ſich alles! Sieh, ich bin ſechzig Jahre alt geworden. Ich hab ſchon viel erlebt und erfahren auf der Welt. Glaub mir's, das arme Menſchenherz iſt ſtärker als Du glaubſt, und wenn noch ein Fetzlein geſund iſt, es heilt wieder aus und Du kennſt es nachher nimmer wieder!“

Der Lehrer lächelte mild. Er ſah, daß die Veronika für Liebe hielt, was Trauer und Mitleid war, und daß ſie ihr kindlich Herz nun mit Liebe zu dem Toten füllte bis oben an. Da konnte für den Stefan nichts übrig bleiben. Aber er wußte auch, daß dieſer Schmerz in ſich ſelbſt verbrennen würde und das arme, verlaſſene Herz ſich dann nach neuer Liebe ſehnen mußte.

„Alſo, denk daran, Veronika. Und nun leb wohl! Aber ſag', ſoll ich dem Stefan einen Gruß von Dir bringen, wenn ich ihn ſeh'?“

„Ich kann's nicht verbieten, aber von wegen meiner nicht!“

„Dann nicht, Veronika, es muß vom Herzen kommen!“

Wieder verging einige Zeit, da hieß es, der Stefan Korten ſei zur Not im Spital ausgeflickt worden und wieder daheim; nun helfe er dem alten Vater bei der Saat. Zwar ſei er noch nicht wieder bei den alten Kräften, aber es wäre ihm eine Luſt, wieder den Pflug halten zu können.

Eines Tages fuhr Stefan mit dem Leiterwagen zur Schmiede. Der vordere linke Radreifen war geſprungen, den mußte er zuſammenſchweißen laſſen. Da er den Braunen ausſpannte, hörte er den alten Schmied durch die offene Tür der Werkſtatt ſprechen: „Ja, ſiehſt Du, das Eiſen iſt ſo ein Stück Herz! Schau, wie das glüht und brennt! Aber meinſt Du, ich kann das ſo brauchen? Gefehlt! Da, hier tauche ich's ins Waſſer. Gelt, wie es ziſcht und ſchreit. Grad wie ein heißes Herz, über das ein großes Leid kommt. Aber nun iſt's gar nichts nutz. Nun iſt's ſo ſpröd wie Glas. Aber jetzt kommt's in ein Holzkohlenfeuer, da wird's wieder gut, gerad ſo, wie ich es brauchen kann. Glaub mir, Veronika, ein heißes Feuer tut niemals gut, aber ſo ein leiſes, warmes Feuerlein, das behagt und macht ſtark und feſt! Wirſt's ſchon erfahren. Und nun, Nägel willſt Du haben, grobe Schuhnägel! Wart ein wenig, da muß ich eben ins Haus.“

Jetzt trat Stefan Korten in die Schmiede. Da war die Veronika!

„Grüß Gott!“ ſagte er erſtaunt aber freundlich und reichte ihr die Hand.

Sie erwiderte leiſe und verlegen ſeinen Gruß. Tagelang hatte ſie vor dieſer Begegnung gebangt. Immer ſchon hatte ſie gefürchtet, er werde kommen und um ſie bitten. Da er aber ausblieb, war ihr das dann aber doch nicht ganz recht. War denn ſeine Liebe ſo ſchnell geſchwunden?

Und nun ſtand er vor ihr. Sie wagte ihn anzuſehen: ein hartes, ernſtes Geſicht hatte er bekommen. Aber die Augen waren dieſelben geblieben, die ſchauten noch ſo weich und verſonnen … Aber ſie fühlte, es war eine Kluft zwiſchen ihnen, und niemand reichte von hüben und drüben Balken, eine Brücke zu ſchlagen, darauf ſie ſich finden konnten. So ſtanden ſie beide und wußten nichts zu ſagen.

Da kam der Schmied zurück. Wohlgefällig ſah er auf die beiden. Veronika nahm die Nägel und ging. Sie reichte Stefan Korten die Hand: „Daß es Dir gut gehe!“ ſagte ſie leiſe.

Einen Augenblick hielt ſie der junge Bauer feſt. Er ſah ihr in die Augen: „Daß es uns gut gehe, Veronika; ich danke Dir!“ So ſchieden ſie, beide zufrieden mit ſich und dem andern, und beiden war's, als hätten ſie einen Balken zur Brücke getragen. —

Wieder vergingen Tage, Wochen, da ſie ſich kaum ſahen, kaum einen flüchtigen Gruß tauſchten. Aber doch merkten ſie, daß dieſe kleinen Zurufe vertrauter wurden, inniger klangen. Ihre Herzen ſchlugen die Brücke, ohne daß ſie es merkten.

Der Frühling kam. Veronika ſtand bei den Kirſchbäumen und ſtrich zärtlich über die roſa Blüten. „Ja, ſo ein bißchen Wärme tut Wunder!“ ſagte ſie, und das klang ſchon halb wie träumend. Und da dachte ſie auch gleich an Stefan, und ihr Herz wurde warm und eine rote Freude lief in ihr Geſicht. Als wäre auch in ihrem Herzen nach langer winterlicher Zeit etwas aufgetaut, war ihr zumute. Die Liebe zu dem Verſtorbenen lag nur noch wie eine ſchwere Erinnerung in ihr. Dieſe Liebe wärmte ſie nicht, machte nichts in ihr lebendig und ſtark, hob ſie nicht über Laſt und Not des Tages empor. Aber daneben fühlte ſie etwas wach werden und auferſtehen und Blüten treiben, daß allein ſchon die Ahnung des Kommenden ſie mit Wonne erfüllte …

Da warf ihre Seele wie unſinnig die letzten Bretter auf die Brücke. Und ſie ſtand mitten darauf, wie ein treibender Baum in Lenzgewittern.

Und als hätte ein ſolcher Augenblick die Macht, herbeizuwünſchen und herbeizuzaubern, ſo ſtand mit einem Mal Stefan neben ihr. Auch in ſeinen Augen war ein ſonniger Glanz. Und als ſein Blick dem ihrigen begegnete, da wußten ſie beide, wie es um ſie ſtand.

Zögernd trat er auf ſie zu und reichte ihr die Hand. Sie legte die ihre hinein, glutübergoſſen.

Die Blüten der Kirſchbäume fielen auf ſie nieder. Aus der Schmiede jenſeits der Straße dröhnte klingender Hammerſchlag, während der rote Schein des Schmiedefeuers aus dem Fenſter quoll.

Frau Marys Flucht

Von Carel Burba.

An einem trüben Regentage war Mar Farm in dem ländlichen kleinen Hotel „Caſa Nuova“ eingezogen, einfach, faſt nonchalant gekleidet, nur mit einem kleinen Handkoffer, der das Notwendigſte für die erſten Tage ihres Aufenthaltes enthielt: das übrige würde bald folgen.

Nach dem letzten ſtürmiſchen Auftritt mit ihrem Manne war ſie in dieſer Ausrüſtung, in hochgradiger Erregung, buchſtäblich aus dem Hauſe entflohen, hatte eine Fahrkarte nach dem erſten beſten Luftkurort, der ihr einfiel, genommen und ſich zunächſt hier einquartiert. In geradem Widerſpruch zu der theatraliſchen Abſchiedsphraſe: „Mich ſiehſt du niemals wieder!“, die ſie ihm zuderufen hatte, war ſie innerlich feſt davon überzeugt, daß ſie in nicht allzu langer Zeit in die hübſch eingerichtete Rechtsanwaltswohnung zurückkehren würde, die ſie nur ungern gegen die ungemütlichen Hotelzimmer eingetauſcht hatte. Aber es war nun einmal nötig, ihm zu zeigen, daß ſie nicht mit ſich ſpielen ließ. Es kam jetzt nur darauf an, als Fortſetzung ihrer brüsken — und hoffentlich keine geringe Aufregung verurſachenden Flucht aus der ehelichen Wohnung — ein paſſendes und wohlüberlegtes Verhalten für die Zukunft zu wählen. Dies war inſofern ziemlich einfach, als Mary, die als liebende Gattin Dr. Farms Charakter zur Genüge ſtudiert hatte, mit deſſen Gewohnheiten vollkommen vertraut war und dieſe ſogar beſſer kannte als als ihre eigenen Unarten, deren es dennoch eine ganze Anzahl gab. So konnte ſie ſich mit unfehlbarer Sicherheit im voraus ſagen, daß Farm ihr irgend einen Beobachter nachſenden würde, der ihn über ihre Aufführung getreulich auf dem laufenden halten würde. Sie war ſich außerdem darüber klar, daß er, ſo lange ſie ruhig und zurückgezogen lebte, keinerlei Schritte zu einer Annäherung unternehmen würde. Wenn es ihr dagegen glücken ſollte, ſeine Eiferſucht zu erregen, ſo zweifelte ſie nicht daran, daß er binnen kurzem vor ihr ſtehen würde, drohend oder bittend, je nach den Umſtänden, aber in jedem Falle ihre Rückkehr wünſchend. Sie beſchloß darum auch ohne Zögern, es darauf anzulegen und von dieſem alten, aber bewährten Mittel Gebrauch zu machen, um das ſchadhaft gewordene Eheglück wieder herzuſtellen. Die Spionage, die ſie beſtimmt erwartete, würde ſchon für die nötige Verbindung ſorgen.

Und ſo geſchah es, daß an einem ſchönen Morgen, nicht lange nach ihrer Ankunft, als Mary die Blumen vor ihrem Fenſter begoß, die kleine Gießkanne ihrer Hand entfiel und unten in dem knirſchenden Gartenkies landete, nicht ohne ihren Weg hart vorbei am Kopfe eines dort friedlich ſitzenden und leſenden jungen Mannes zu nehmen. Mary errötete, lächelte und ſtammelte ein paar verwirrte Worte. Nach wenigen Minuten war der junge Mann bereits oben mit der Gießkanne und ſtellte ſich höflich vor. Er blieb kurze Zeit bei ihr, von Mary liebenswürdig dazu aufgefordert, und am nächſten Tage und an vielen darauf folgenden Tagen kam er wieder. Und was Mary, als ſie dieſen Mann wohlbewußt zu ihrem Schlachtopfer erkor, gewünſcht hatte, geſchah bald und in reichlichem Maße. Der junge Mann geriet zuſehends unter den Einfluß ihrer ſorgfältig angewandten Reize. Man ging zuſammen ſpazieren, plauderte angeregt mit einander und bewunderte das Aufblühen der Natur, das ſich in den Wäldern der Umgegend vor ihren Augen vollzog. Und dort war es, wo Mary unter vielen Tränen und in tiefen Seufzern ihr Herz erleichterte: ſie wäre die junge Witwe eines Mannes, dem ihr ganzes Herz bis zu ſeinem Tode angehört hätte und den ſie niemals, nein, niemals vergeſſen würde. Dies letzte hatte ſie erſonnen, um wenigſtens in dieſer Beziehung ſich nicht verſtellen zu müſſen und von dem Manne, nach dem ſie mit jedem Tag mehr zurück verlangte, nach Herzensluſt ſprechen zu können, und wenn auch nur wie von einem teuren Verſtorbenen. Der junge Mann zeigte aufrichtige Teilnahme und bemühte ſich keineswegs, ſeine zunehmende Neigung zu verbergen. Ohne ſelbſt im mindeſten ergriffen zu ſein, nahm Mary ſeine Aufmerkſamkeiten an, zeigte ſich ſo viel wie möglich mit ihm in der Oeffentlichkeit und ereeichte bald den Zweck, den ſie beabſichtigte.

Eines Abends ſtand Dr. Farm unerwartet vor ihr. Er fragte nichts, er machte ihr keinerlei Vorwürfe, aber auch ohne dies wußte ſie, was ihn zum Kommen veranlaßt hatte, als er ſie ohne viel Worte in ſeine Arme nahm und küßte … zum erſten Male nach vielen Wochen. In dieſem Augenblick, nach dem ſie ſo lange geſchmachtet hatte, legte ſie die Maske der Verſtellung ab und wurde die liebende Frau von früher. Einen Augenblick dachte ſie unter Gewiſſensbiſſen an den blonden jungen Mann. Ach … das iſt eine Sorge für morgen! dachte ſie dann wieder beruhigt, die Zärtlichkeiten ihres Gatten erwidernd.

Da öffnete ſich geräuſchlos die Tür, und derjenige, an den ſie noch ſoeben gedacht hatte, trat ein. Erſchrocken ſprang Mary auf. „Darf ich vorſtellen …“ begann ſie verlegen.